

Die Zeitungszeitung

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

Die alte Frau Kolten stäubte die Bilder in der großen, altväterlich möblierten Wohnstube ab. Die weiße Haube auf dem grauen Kopf zitterte, wenn die Hand den Staubwedel eifrig um die Rahmen führte und vorsichtig das Glas streichelte. Es war ein gutes Stück Arbeit; denn an allen Wänden hingen sonstersieis von Verwandten und Freunden. Mehrere Generationen. Säuglinge mit der Milchflasche und Greise, die Tabakspfeife im Munde, schauten von den Wänden herab. Eine Art Familienechronik ohne Worte, zum großen Teil vergilbt wie Mutter Kolstens Haut, die an alles Pergament denken ließ.

Frau Kolten ließ den Staubwedel eine Weile ruhen und sagte: „Mein, sie gefallen mir nicht!“ Dabei betrachtete sie die Bilder ihres Sohnes aus seinen verschiedenen Lebensaltern, forschte vor allem nach dem Ausdruck seiner Augen, die hell und heiter in die Welt blickten, und schüttelte den Kopf. Nein, hier fand sie wirklich kaum eine leichte Andeutung des seltsamen Ausdrucks, den Dr. Kolstens Augen neuerdings angenommen hatten.

„Mein, Emil, Deine Augen gefallen mir nicht mehr.“

Emil hörte es nicht, denn Frau Kolten befand sich allein in der Stube und sprach nur mit sich selber oder mit den Bildern und Möbeln. Eine Gewohnheit, die sich seit dem Tode ihres Mannes, des Tierarztes Kolten, herausgebildet hatte. Mit wem hätte sie sprechen sollen? Da war allenfalls das junge Mädchen in der Küche, mit dem sie die äußerlichen Angelegenheiten des Haushaltes erörtern konnte. Aber für die Dinge, die sie innerlich bewegten, blieb als einziger ihr Sohn. Und der hatte keine Zeit. Nein, niemals. Ja, er hielt zweimal am Tage Sprechstunden für alle möglichen Menschen ab, nur, so sagte Frau Kolten: „Für mich, Deine alle Mutter, hast Du niemals Sprechstunden.“

„Aber wir sitzen doch zu allen Mahlzeiten beieinander.“

„Dann essen wir. Und beim Essen kann man nichts Wichtiges besprechen.“

„Hast Du denn etwas Wichtiges auf dem Herzen, Mutter?“

„O, ich habe mancherlei auf dem Herzen, Emil.“ - Davor schüttelte er. Mit irgendeiner Ausrufe. Denn der bedeutungsvolle Blick der

Mutter verriet, daß es sich um ihn handelte. Und er sprach nicht gern von sich.

Frau Kolten ging in die Küche. Dort lag das Mädchen und schälte Kartoffeln.

„Hast mein Sohn gesagt, wann er heimkommt?“

„Herr Doktor meinte, es wäre unbestimmt.“

„Unbestimmt!“ Frau Kolten seufzte. „Alles ist jetzt unbestimmt. Früher aßen wir Punsch. Schrecklich, der Haushalt eines Arztes!“

zunehmen. Viele haben ernt oder gleichgültig vor sich hin, aber manche lächelten freudig zur Sonne empor und atmeten tief. Einige trübten herauf, und einer rief: „Schön Wetter, Mutter Kolten!“

Sie nickte lächelnd, nahm sich ein Tuch um die Schultern, trat auf den Flur und öffnete die Tür, die zum Hofe führte. Einige Stufen hinauf es hinab und zwanzig Schritte aber ein sauberes, Kieselsteinpflaster, dann stand sie an dem grünen Staket, das Hof und Garten trennte. Eine Mauer, die den Hof vom Garten trennte, stand auf dem Sandwege.

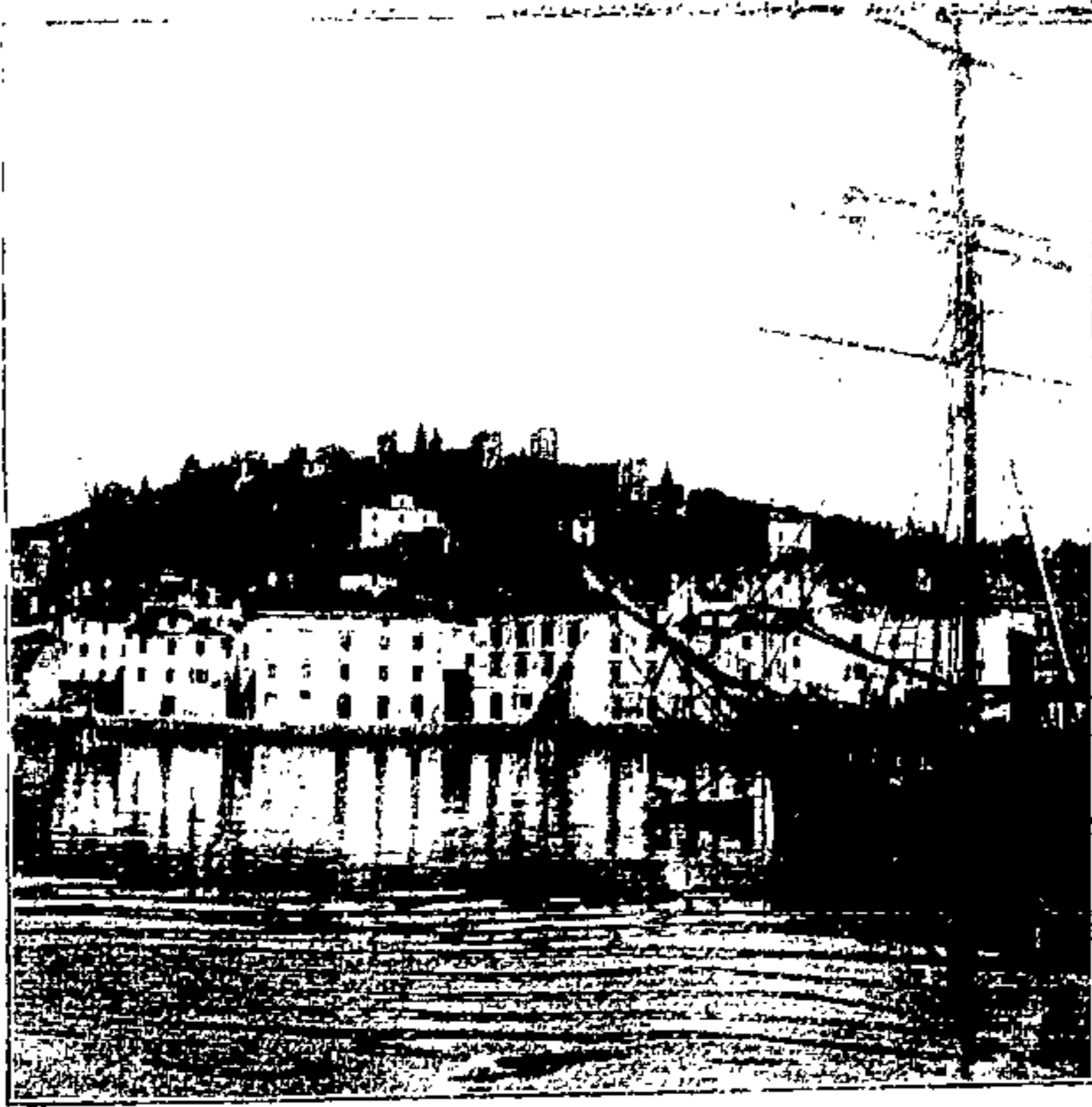
Langsam, die angenehme Wärme der Sonnenstrahlen mit Behagen auskostend, ging sie den Gang hinunter. Ganz hinten an der Mauer des Gartens, stand eine alte Kastanie. Ihre gelben, zutannenen, zerfallenen Blätter bedeckten den Boden und hängten sich an dem runden Tisch, der der Stamm war. Sie mußte an den Tag denken, da ihr Mann diesen Tisch gemauert und gewaschen hatte. „Da kann der Emil im Sommer seine Schularbeiten machen.“

Ja, das war dann auch geschehen.

Die Aussicht nach dem Hofe wurde durch eine Niederbeete maskiert und in der so geschaffenen natürlichen Laube baute in den Sommermonaten der Junge.

Zuweilen fanden sie ihn aber auch hier nicht. Hinter dem Gartensaum breiteten sich weite Wiesen mit vielen Gebüchen und kleinen Erlenväldchen aus, und in fünf Minuten konnte ein schweißtröpfender Junge unten am Fluße sein. Dort badeten die Knaben der kleinen Stadt, bauten sich Klöße und trieben in Freiheit ihr buntes Spiel. Damals. Ach ja, damals! Frau Kolten seufzte. Wie hatte sich seit jener Zeit alles verändert!

Der alte Tierarzt Kolten lag längst unter der Erde; der Sohn war ein „Herr Doktor“ geworden, und sie selbst - nun, sie fühlte sich wohl noch rüstig, aber die „Strahlenfüße“ an den Augenwinkeln und die tiefen Furchen im Mund und Nase wie das ivärlische graue Haar erinnerten doch, daß die Zeit auch an ihr nicht harmlos vorbeigegangen war. Die Kastanie stand nun dick und groß und stark da; ihre mächtige, weit ausladende Krone wölbte sich weit über den Tisch hinweg, der fast wie ein eigenes Stück des Mannes anzusehen war; denn seine Platte war fest in den Stamm hinein-



Der Hafen von Pirano.

Und sie wanderte durch die Wohnung, öffnete die geöffneten Fenster im Zwick- und Wartezimmer noch weiter auf, warf einen flüchtigen Blick auf die blinkenden Laternen, Scheren, Pinzetten und Messer, schüttelte sich vor dem Operationsstuhle und begab sich eilig in die Wohnstube zurück, wo sie tief aufatmend stehen blieb.

„Nein,“ sagte sie. „Früher war das schöner. Mein Alter kurierte stübe und Pferde, aber die kamen doch nicht in das Haus.“

Sie befaß sich einen Augenblicke und blühte während zum Fenster hinaus. Die Stroberonne stand voll auf den Scherben und betendete den Strom der Arbeiter, die eilend die Straße hinabgingen, um in Hast ihr Mittagsessen ein-

gewachsen. Hier ließ es sich gut sitzen — früher, ehe die kahle, schumpfige Mauer an der Rückseite des Gartens emporragte. Früher, als die Kastanie sich noch in voller Schöne ausbreiten konnte. Jetzt stieß sie sich an der Wand; ihre Zweige verkrüppelten und reckten sich wie hilflos an der Mauer hinauf. Sie muß sterben, dachte Frau Kollen, ja sicher stirbt sie bald; denn ihr fehlt Licht und Luft und Raum.

Wie anders sah das früher hier aus!

Frau Kollen hätte weinen müssen, wenn ihr all die grüne, blühende Pracht wieder vor das geistige Auge trat, die das Grundstück einst umgeben hatte. Da waren die Wiesen, die bis hinunter zum Fluß reichten und mit Wäldchen und kleinen Bauminseln bestanden waren. Da weideten die schwarzweißen und braunroten Kühe, und an den Tümpeln spazierten in ihrer drolligen Würde die Störche. Rote Jungen balgten sich dort umher, schnitten sich Ästchen aus dem Moth und verübten eine abscheuliche Musik, die ihr nun in der Erinnerung rührend und harmonisch erschien — ähnlich dem Froschloungert, das hier in lauten Nächten die Luft erfüllte.

Ach ja — und nebenan waren noch einige Gärten und freundliche Landhäuser, und drüben, auf der anderen Seite des Flusses, erhoben sich die blauen, bewaldeten Hügel mit einigen zerstreuten roten Dächern, und, was das schönste war, der Fluß zog sich wie ein silbernes Band durch die Wiesen, Felder und dunklen Hügel aus der Ferne heran und veridwand in der Ferne. Und welch ein Duft quoll aus der Blumenfülle der Gärten und Wiesen, aus den blühenden Gräsern und dem trockenen Heu herüber! Wie fern lag die übrige Welt! Die häßliche Welt, in der man sich um Brotkrumen die Hälse brach, wo die Menschen vergaßen, Menschen zu sein! Die Welt, in der niemand weder sich selbst noch der Natur gehörte, wo er Sklave war von irgendwelchen Dingen und nur ein freies Wesen fröhlich und sorglos wurde . . .

Frau Kollen ging langsam im Garten umher und senzte. Fröhlich und sorglos! Nein, nun konnte sie selbst es nicht mehr sein, so wenig wie Emil, ihr Sohn, es war. Und vielleicht kam alles nur von der Wandlung, die die Umgebung erlitten hatte. Fast über Nacht war die ganze Schönheit wegrasiert worden, war das Gute gefallen und das Schlechte und Häßliche an ihrer Stelle erwachsen. Ja, mit unheimlicher Schnelligkeit. Ein Heer von Arbeitern war eines Tages erschienen. Mit Art, Beil und Säge. Dann fiel Baum und Busch. Vom ersten bis zum letzten. Gleise wurden gelegt, Sand, Erde, Schutt herangefahren, die Tümpel samt Fisch und Frosch verschüttet, das Grün der Wiese ausgelöscht. Nicht ein Kalb blieb.

Die Feldmesser kamen und steckten die Straßen ab. Die Bauarbeiter und Steinbrücker folgten ihnen. Mörtelegruben dampften an allen Ecken und Enden auf. Die Maurer arbeiteten. Und so wuchsen Fabriken, Materialschuppen und Wohnhäuser empor, wo einst die Kühe geweidet und die Störche gestrichelt hatten. So war auch die hohe Mauer entstanden, die der Kastanie ein natürliches Entwickeln wehrte. Sie gehörte zu der großen Fabrik chemischer Produkte, die den Mittelpunkt des neuen Stadtviertels bildete und mit ihren langgestreckten, gefängnisartigen Gebäuden und haushohen eisernen Zylindern einen weiten Raum einnahm. Bis zum Fluß reichte ihr Gebiet; sie hatte die Kinder von ihrem alten Badeplatz vertrieben und dort einen breiten, festen Kai und ein Bollwerk geschaffen. Große Wagger hatten wochenlang, auf dem Fluß herumgestöhnt und eine tiefe und breite Fahrgrube ausgeworfen. Nun legten große Schiffe hier an und entleerten ihre gewaltigen Räume auf die weiten Lagerplätze und in die Schuppen oder nahmen Produkte und Abfallstoffe aus den Fabriken auf.

Das Rasseln der eisernen Stettenwinden, das Anarren schlechtgeschmierter Krane, das Heulen der Dampfsirenen, die taftmäßigen Klufe arbeitender Leute drangen nun bis hier herüber. Und wenn der Wind aus dem Osten kam oder aus der Nordostdecke blies, verbreitete sich hier ein Rauch, Dunst und Duft, dem gegenüber alles Aroma der Rosen, Veilchen, Nelken und Nelken des Gartens machtlos war.

Dustelten die Blumen und Blüten überhaupt noch?

Frau Kollen zweifelte mitunter daran. Denn wie man sie auch betrachten mochte: das waren nicht mehr die Prachtgewächse von ehemals. Das waren nicht mehr dieselben Blüten, nicht mehr dieselben Sträucher und Bäume wie einst. Alte Leute werden oft augenschwach, dachte Frau Kollen, und sie hatte geschwiegen, weil sie sich nicht auslachen lassen wollte. Aber jede Stenriebe, jeder Kohlkopf, jeder Apfel, jede Birne bewies es: dieser Garten war rein verheert. So sagte Frau Kollen, und das Mädchen in der Stiche, das vom platten Lande gekommen war, bestätigte es: was jetzt hier geerntet wurde, war höchst kümmerlich und entsprach nicht annähernd dem normalen Zustande. Ja, einige Ziersträucher hatten in diesem Jahre überhaupt keine Blüten angelegt, und zwei der jüngsten waren ganz eingegangen, was sich die alte Frau zunächst gar nicht erklären konnte. Was sie auf den Blumen die schwarzen Punkte entdeckte kleine, zahllose Stoblerläuse, die auf jedem Blatt lagerten und sich tief in die Blütenkelche hineinschoben. Bis ihr einmal selbst der Acker verging vor einem giftigen Schwaden, den der Wind in den Garten hinabbrückte und der sie zwang, schleunigst in das Haus zu flüchten.

Ja, nun ward ihr alles klar, und sie wunderte sich nicht, daß auch die Topfblumen auf den Fensterbrettern ein immer trüblicheres Aussehen zeigten und in ihrer matten Haltung ein baldiges Ende vorausverkündeten.

Frau Kollen wunderte sich nicht mehr, aber sie trauerte, wenn sie ihre geliebten Blumen, wenn sie den ganzen Garten kränkeln sah. Und wenn sie sehen mußte, wie man ihm auch die Sonne verbannte. In alle Ecken kam sie schon längst nicht mehr. Es gab Stellen, die in einem ewigen tiefen Schatten lagen. Und wo sie noch hindiehen, blieb sie nicht lange. Große, kasernenartige Gebäude fehrten dem Garten ihre toten, stumpfen Rückseiten zu oder die schmalen Fenster zahlreicher Arbeiterwohnungen lugten über die Hofmauern hier herein.

„Man quetscht uns tot,“ sagte Frau Kollen, „aber erst vergiften sie uns, wie sie meine Blumen vergiften haben.“

„Und die Fische,“ setzte das Mädchen hinzu.

„Ja, wahrhaftig!“ Frau Kollen nickte eindringlich dazu. „Was gab es früher für schöne und billige Fische hier! Jetzt — nein, wahrhaftig, Marie: mir vergeht schon der Appetit, wenn ich daran denke!“

Die Fischer am unteren Stromlauf führten natürlich Prozesse, zahlreiche Prozesse, aber die Fabriken behaupteten, irgendwo müßten sie mit ihren Abwässern doch bleiben. Außerdem sei es noch gar nicht erwiesen, daß das Fischsterben davon herrühre. Und ließen Sachverständige aufmarschieren wie die Fischer auch. Und die Sachverständigen waren teils dieser, teils jener Meinung. Und die Richter desgleichen. Zudem hatten die Prozesse mehrere Instanzen zu passieren, — ein Umstand, der aufs trefflichste dafür sorgte, daß die Fische sich woutöglich an den neuen Zustand gewöhnen konnten.

Aber mochten sie es oder mochten sie es nicht, soviel war gewiß: daß die alte Frau Kollen sich an alle die Veränderungen nicht gewöhnte, daß sie hier vielmehr wie in einer fremden Welt stand, in einer Welt, die von Unruhe, Lärm, Schmutz und Gift erfüllt war und die be-

hagliche Idylle ihres früheren Daseins mit plumphen Häuten zerstört hatte. Die Nachbarn waren klüger gewesen, hatten ihre Grundstücke gegen schönes Geld den Fabriken überlassen und waren weiter hinausgeflüchtet, meist an den oberen Stromlauf, wo sie von den Fabriken nichts hörten, sahen und rochen.

Aber der alte Tierarzt Kollen wollte in seinem alten Hause sterben und meinte ferner, es gäbe keinen geeigneteren Platz für seinen Sohn, eine Praxis zu eröffnen, als gerade hier. Das bewahrheitete sich. Und so sehr Frau Kollen die neuen Fabriken haßte, sie mußte es doch als eine Art Glück empfinden, daß sie da waren; denn die Existenz ihres Sohnes, und damit gewissermaßen ihre eigene, hing ja eng damit zusammen. Ja, sie eigentlich hatten es nur ermöglicht, daß Dr. Kollen in seiner Geburtsstadt, in seinem Elternhause eine Praxis fand, die ihren Mann ernährte. An Ärzten war sonst kein Mangel im Ort. Aber sie wohnten sämtlich im Innern der Stadt wie das einheimische und sogenannte bessere Bürgerthum eben auch. Dr. Kollen hingegen saß hier an der Außengrenze inmitten der dichtesten Arbeiterbevölkerung.

Darum verirrte sich auch selten jemand an dem Kreise der Honoratioren in seine Sprechstunde; es mußte denn ein kranker sein, der die Reihe der übrigen Ärzte schon durchprobiert hatte und nun eben auch zu dem letzten kam. Mecht widerwillig. Denn es war nicht angenehm in Dr. Kollens Wartezimmer, und er lehnte es bestimmt ab, irgend jemand außer der natürlichen Heilensfolge vorzuschaffen, wenn die Art der Erkrankung nicht ein sofortiges Einschreiten gebot.

Kein, angenehm war es in Dr. Kollens Wartezimmer nicht. Die alte Frau Kollen dachte mit Schauern daran. Wenn sie die kümmerlichen, kränkenden Blumen im Garten nur mit tiefer Trauer betrachten konnte — beim Anblick der Menschen, die in dem vergifteten Gebiet dieses neuen Stadtviertels leben mußten und irgendwie zu Schaden gekommen waren, ergriff sie Furcht und Entsetzen.

Wer hier eintrat, dem legte es sich beklammend auf Brust und Nerven. Hier vereinigten sich die Dünste und der Giftbauch verschiedener Fabriken mit dem „Armeutelegeruch“ und dem zweifelhaften Aroma der aseptischen Flüssigkeiten, die Dr. Kollen reichlich verwenden mußte, weil es fortgesetzt kleine und größere Verletzungen zu behandeln gab.

Wehr als zwanzig Stühle standen in dem Räume, aber häufig kam es vor, daß sie nicht ausreichten und die zuletzt Eintretenden sich vergeblich nach einem Sitzplatz umjahren. Einzelne entfernten sich dann und suchten einen Arzt in der Stadt auf, wo die unbesetzten Stühle weniger selten waren. Die meisten blieben und warteten. Warteten in stummer Geduld, bis die Reihe an sie kam und sie in das Sprechzimmer eintreten durften.

Es gab zuweilen einige frische, sorglose Gesellen hier, die mit lachendem Gesicht und einem Scherzwort die stille, drückende Atmosphäre des Wartezimmers zu beleben versuchten. Aber ihre Heiterkeit rief nur ein spärliches Echo hervor: ein müdes Nicken oder ein halbes Lächeln, das flüchtig die starren, ausdruckslosen Gesichter erhellte.

Diese Gesichter!

Ach, sie waren wohl auch einmal frisch und gesund und vielleicht sogar hübsch gewesen. Nun starrten aus der Reihe widrige Fragen hervor, die weder Mensch noch Tier ähnlich sahen: tote, blinde, halbblinde Gesichter, verzerrt und zerissen, mit Narben bedeckt, verbrannt und von Säuren und Strahlkraft zerfressen. Mit bloßgelegten Adern, entzündeten Augen, Geschwüren und zertrümmerten Zähnen. . .

Anderer schienen äußerlich unverfehrt, aber ihre Haut war fahl wie eine prangefaltte Wand oder gelb und schlaff und weß, und die Patienten krümmten sich vor inneren Schmerzen oder husteten, keuchten und stöhnten.

Einige kamen langsam und schwerfällig herein, mit gelähmten Gliedern, erstarrten Muskeln; andere sammelten wie trunken und umhingen sich von Stuhl zu Stuhl tastend, um nicht umzufinken vor Schwäche und vor Müdigkeit.

Und alle diese Unglücklichen saßen dann da mit glanzlosen Augen, mit blauen Lippen, den wirren Kopf gebeugt, als ruhe auch hier eine Last auf ihnen, die nie abzuwerfen war, weil sie mit ihnen verweben. Sie saßen zu Boden oder starrten auf die gegenüberliegende Wand oder blickten verloren aus dem Fenster. Weiße Gazeverbände, stopf und Armbinden leuchteten in den düsteren Reihen auf, und man sah blaue, blutrote und bunte Hände, die von der Arbeit mit Anilinfarben zeugten und aller Zeile, aller Soda tröhten. Wie eine Erholung war's dem Blick, wenn aus den Reihen das braune, gesuchte und wildbärtige Gesicht eines Fabrikmanns hervorleuchtete oder das wettergerötete Antlitz eines Bauarbeiters, das scharfe Profil des Maschinisten, die schweren, kunstvollen Gestalten der Seizer und Kohlentrimmer.

Nach Frauen saßen hier und warteten.

Junge Arbeiterinnen, denen die Schwindel suchte aus den matten, leuchtigen Augen blickte; blasser, schmale Frauen, die ein zappelndes Bündel krampfhaft auf dem Schoße hielten und mit zitternder Ungeduld nach der Tür des Sprechzimmers blickten; Frauen in mittleren Jahren, ein Tuch oder eine Kapuze über dem Kopfe, abgearbeitet, müde und krank wie die Männer, mit denen sie in der Fabrik gemeinsam schafften, mit trübem, verlorenem Blick, die Hände im Schoß, die Lippen fest zusammengedrückt, — und Großmütter kamen, alle, trippelnde Weibchen, die sich sehen in eine Ecke drückten, die Augen schlossen und geduldig warteten. . . .

Zuweilen war es ganz still in dem gefüllten Wartezimmer, wie auf einer leeren, öden Heide, und es schien, als halte jeder den Atem an vor Furcht, das lautlose Walten des Geschicks in seiner stillen Arbeit zu stören. Jemandem Unbestimmtes, ein Unsagbares lag als Drohung in der Luft, und niemand konnte sich seinem Genuß entziehen. Bis diese Ruhe zu schwerer Bewegung wurde und irgendwo ein Zerberaus aufstieg. Das war wie ein Signal, sich zu rühren, sich dem Baum zu entziehen. Und nun husteten sie, räusperten sich, streckten die Beine, reckten die Arme und begannen die Zungen in Bewegung zu setzen. Dann schwirrte es durch einander von abgerissenen Worten, kurzen Sätzen, von Krankheitsgeschichten und Ausrufen, die die Ungeduld einzelnen erpreßte, von Hoffnung und müder Hoffnungslosigkeit, von Grimm und Spott, von bitterer Ironie, die dies Dasein blutig verhöhnste, von Grimm, Trotz und gleichgültiger Todesverachtung. . . .

Oder die große Stille wurde unterbrochen von dem lauten Geschrei eines kranken Kindes. Dann richteten sich aller Blicke auf das verzweifelte Gesicht der Mutter, die das Bündel in ihren Armen hin und her bewegte und es mit leiser Zusprache zu beruhigen versuchte. Gelang es nicht, dann begaben die jungen Frauen sich auf den Flur, wanderten den langen Gang mit wiegenden Schritten auf und ab und sangen mit halbhafter Stimme ein Wiegenlied.

Anfangs hatte die alte Frau Kolten sich fast täglich um die Patienten ihres Sohnes gekümmert, wie sie es von ihrem Manne her gewohnt war, der alle häuslichen Sorgen seiner Stunden mit diesen bei Kaffee oder Bier erörterte, mochten diese Sorgen Mensch oder Tier oder Feld und Wiege zum Grunde haben.

Und so hörte sie einmal wie ein alter Better sagte: „Die armen Wärrner! Lieber erlösen, als sie der Fabrik in den Armen schmeißen!“

„Welche entmenschte Rohheit!“ sagte sie wütend zu ihrem Sohne.

Der sah sie nachdenklich an. „Ich glaube nicht, daß es eine Rohheit war.“

„Aber, was verstand sie einfach nicht, sondern waren ein Gottesgeheim und damit haßte. Und sie begann die unarmen Frauen mit ihren stunden ein wenig zu bemitleiden. So auf ihre Antragsweise, mit tröstenden Worten, guten Ratschlägen und Hausrezepten.

Aber was sie da an Antworten zu hören bekam, ließ sie verständnislos den Kopf schütteln. So manchmal errödete sie vor Verlegenheit, wenn eine Arbeiterfrau ein Bild ihres Lebens gab und daran die Frage knüpfte, wie man unter diesen Umständen die guten Rat schläge anführen sollte. Die meisten dieser Frauen gingen selbst in die Fabrik oder waren zur Heimarbeit gezwungen und all ihr Zinnen und Trachten zieltete in der beständigen Sorge, wie alle kleinen Mäuler sattzumachen waren und wie man sie gesund erhalten könne ohne von der kostbaren Zeit, die dem Verdienen gehörte, allzuviel opfern zu müssen.

Je tiefer Frau Kolten in diese, ihr bis dahin fremde Welt eindrang, desto unheimlicher erschien sie ihr. Es dauerte nicht lange, bis sie ihre eigene Machtlosigkeit der Fülle von Leiden gegenüber begriff, bis sie sich, schon vor all dem Unverständlichen zurückweichend, wieder dahin flüchtete, wo noch ein Stück der alten friedlichen Vergangenheit zu ihr sprach: in die behagliche Arbeiterstube mit dem großen braunen Stachelofen und dem Federstuhl. Lebten auch nur noch wenige der Menschen, die in diesem Manne gelebt und geplaudert hatten — ihre Schatten waren noch da: die vergilbten Wände mehrerer Generationen. Und sie sorgten dafür, daß Frau Kolten's Phantasie sich hin und wieder bei gewohnten Menschen und Dingen ansiedeln konnte.

Denn man kann sie ja auch hier nicht von der Gegenwart los. Ihr Sohn Emil trat sie immer wieder herein, er, der ihr wie eine Verkörperung dieser raitlosen, sorgenvollen, harten arbeitenden Welt erschien. Wenn er im Zimmer weilte, fiel es wie ein Schatten über sie, der sie sagte, die alte Frau, die sich doch wahrhaftig Zeit lieg, solange schneller als werde sich sie beunruhigt von seiner Anwesenheit. Wenn er nicht sich ganz dem Zorn abgab, dann geben, weil der nächste wahrscheinlich irgend etwas von einem fordern werde.

Und wie Frau Kolten zum so in ihrem kranken Garten umherwagerte und all das Welken und traurige Sterben betrug, das der Herbst forderte, und als sie in ihrem Zimmer nach Hause fragte, was und warum von dem Untergegangenen sich im nächsten Frühling wohl zu neuer Blüte erheben werde, da gab es irgendwo hinter der großen Mauer einen schwarzen Rauch, und Frau Kolten jubelnd zusammen und vorwärts erschreckt.

Sehen konnte sie außer der Mauer nur einen der hohen Fabriksteinen, und der stieß so gelassen wie immer seine dunklen Rauchwolken in den hohen Oktobertag hinein, und auch die Maschinen, die ein leises Echo bis hierher sandten, fuhren in ihrem regelmäßigen Brummen und Stoßen fort.

Frau Kolten wandte sich dem Hause zu. Als sie ihre Hand auf den Griff der Koffür legte, bemerkte sie, daß die Klinke schwarz angelassen war.

Es gab ihr einen Kuck und ihr Gesicht verzog sich schmerzlich. Früher blickte und blinkte alles am und im Hause. Jetzt war es fast nur

weulich, die blanken Dinge in ansprechendem Stande zu erhalten. Der giftige Atem der Fabrik vernichtete in kurzer Zeit, was sorgfamer Arbeit erlangen.

Ja, diese Fabrik erschien ihr immer mehr wie ein drohendes, unheimliches Geipenst, vor dem nichts über war. Es redete seine langen unheilbaren Arme wie ein Kolch über das ganze Stadoverlet und was sie berührten, war dem Verderben dem Zicktum, dem Untergang verurteilt.

Frau Kolten trat in die Arbeiterstube und blutete hilflos und traurig zu dem großen Bilde über dem Stachelofen. Ihr Mann lächelte ihr in behäbigem Annehmlichkeit entgegen. „Ach,“ sagte sie, „Du müdest auch nicht lachen, wenn Du all dies noch erlebt hättest. Aber Du hast Dich beizeiten davon gemacht. Alter, Wollte Gott, ich könnte Du bald nachfolgen. Kein, Hermann nennt.“ Sie brach in Schindeln aus und zog das Handtuch. „Es ist wirklich nicht mehr schön bei uns.“ „Sieh Dir doch nur den Jungen an. Er geht mir gar nicht mehr.“ Und sie ließ sich weinend in dem alten Federstuhl nieder und schaute den Staub an die Wangenflächen.

Der alte Kolten antwortete nicht. Er blutete behäbig neugierig herab aus seinem Bild und lächelte. „Schalte wie vorher.“



Ich spende . . .

Ich spende meine Früchte wie der Baum,
Der abseits aller lauten Wege steht,
An dem nur dann und wann, als wie im Traum
Ein stilles Menschentind vorübergeht.

Ihr langt gern nach den Früchten, doch ihr denkt
Wohl kaum des Baumes, der sie Euch gewährt,
Der einsam seine dunkeln Nester kennt.
Wenn scharf der Sturm durch seine Krone fährt
Leo Keller



Sirenen.

Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche.

Als der homerische Dichter das Abenteuer des Odysseus mit den Sirenen schilderte, dachte er natürlich wohl ein damals schon hiesiges Sirenenmädchen. Die unvergleichlich vage, die aus diesen unheimlichen Versen eines der herrlichsten Gedichte der Weltliteratur gemacht hat, liegt in der Schilderung. Das Schicksal des unglücklichen Odysseus kommt herangebracht, von fremdlichem Winde getrieben, glücklich dann, ehe noch die Sireneninsel selber anstand, ist es als ob ein Zauber von ihr aus. Der Wind ruht. Die stille See glänzt von hellerer Mähe des Himmels, ein Himmelstüber scheint die Wasser zu senken. Jetzt, als der bedenkliche Fels auf Hörweite nahe ist, der Sireneninsel selbst. Nur acht Verse, aber viel mehr als das stängvollste, was in Ilias wie Odyssee vorkommt. Man merkt dem Dichter ordentlich die Verantwortung an, dieses Lied, das selbst den sibyllen Odysseus verführen soll, wörtlich zu geben, und doch hat er es gewagt. Aber die Genossen des Odysseus, die ihre Ohren mit Wachs verstopft und ihn selber zur Vorsicht an den Mast gebunden haben, rudern vorbei. Weiter, immer leiser verhallte der Singenden Lied und Stimme.“

Es ist eine arge Sache, wie mit Namen umgesprungen wird. Den schencklichsten, rohsten Värmapparat, den der spätere Kulturmenschen erfinden hat, nennt er eine Sirene. Ein Tiergeblöck aber von so unerhörter Uniform, daß ein Schwein dagegen die leichtfüßige Eleganz verlorpert, hat der moderne Naturforscher sogar gegenamtlich als das der Sirenen bezeichnet.

nämlich die mit anderem Wort sogenannten Seelübe. Wenn man sich eine Kuh denkt, die mit derselben unerschütterlichen, maschinenhaften Konsequenz, mit der eine richtige Alpenkuh rumpfend und rüchelnd tagaus tagein ihre Matte dezimiert, Seegrass statt Wiesen gras abweidet; wenn man diese Kuh für das Wasserleben hinten abhackt und in eine plattliegende Fischlosse auswalzt, ihr auch gleich dabei die Hinterbeine fortschneidet und die Vorderbeine in runde Paddeln verbreitert, so kommt man auf die Seelübe. In dieser Gestalt liegt sie ihr Leben lang saul über ihrer unterirdischen Stützmatte und äst, wobei sie im Vorjahre gelegentlich auch in die großen, zur See mündenden Flüsse hineinwaddelt und so bis tief ins Binnenland kommt. Ihre Weide ist fett, und das Wasser trägt - so darf sie alle Anhöhe überdieten und als kolossale Fleischwalze von fünf oder gar zehn Metern Länge über ihrer Wasserwiege schaukeln. Dabei ist sie gleich der richtigen Kuh ein Säugtier. Ihre milchgebende Mutterbrust hat sogar etwas ganz Menschliches in Lage und Form, und hier steckt die halbwegs gangbare Begriffsbrücke, die zur Vergleichung mit einer homerischen „Sirene“ geführt hat; denn es wird behauptet, daß diese Seelübe, im Indischen und Noten Meer gelegentlich schon vor den ältesten Seefahrern beim Südschiffen - anscheinend - solche Wüste produzierend, geradezu die Fabel von Meerweibchen, also doch irgendwie

der Verwandtschaft wenigstens der echten sirenischen Fräuleins, erzeugt hätten. Die meisten Säugtiere aber, die nachträglich (denn alle echten Säuger waren geschichtlich zunächst Landtiere) wieder ins Wasser gegangen sind, haben dort eine Art Zerstückungs- und Zerstückungsprozess ihrer Leibesformen erlebt. Während der Fisch als ursprüngliches Wasserkind durchweg (selbst im riesigsten Hai) eine gewisse Grazie der vollkommenen Anpassungsform bewahrt hat, stößt man beim

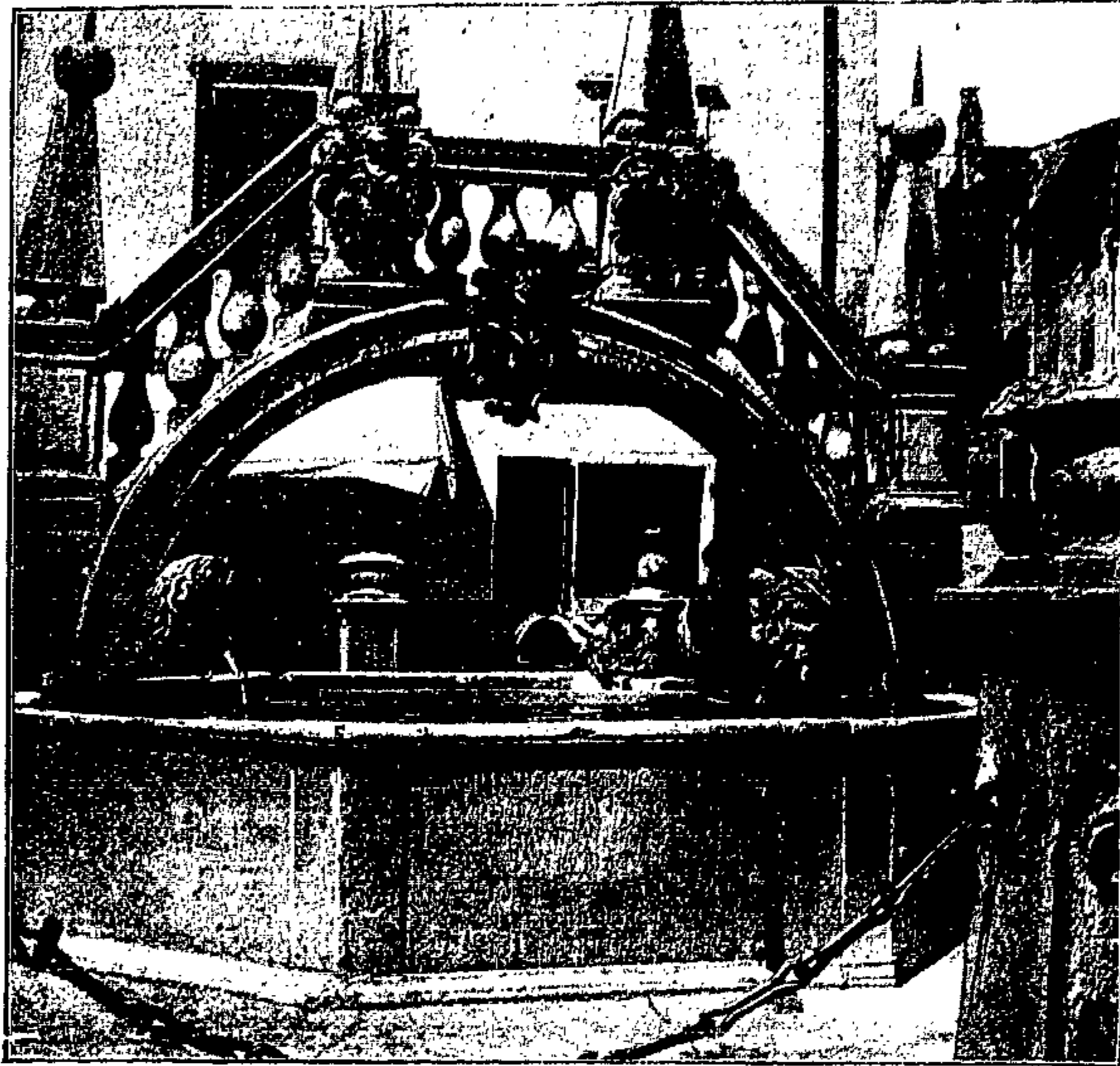
Wasserfänger auf die greuliche, verschwommene und zerhackte Mißform des Nilpferdmanns oder die Monstra der großen Wale und Pottfische, die jeder geordneten Linienführung im Naturspalten. Und so ist auch die Seelübe auf ihrer Wasserweide an „Nichtform“ ein echtes und rechtes Meerwunder geworden, so ungeschlacht wie nur möglich, wie einer, der sich gehen lassen kann und es nicht mehr nötig hat, auf nettes

Seichwasser hinein verloren hatte und endlich zur regelrechten Taucherin geworden war, wo die Grasnarbe allzu tief unter Wasser verlief. Ganz so selten, wie es sich anhört, wäre solcher Vorgang ja nicht. So ist das allbekannte Nilpferd wirklich nichts anderes als ein in der weiten Binnensee gründe voller Lotosweid dauernd verlocktes alttümliches Schwein (nicht allerdings ein so verirrtes Pferd, wie der Name schließen ließe), das bei Sanftheit sogar schon wie eine rechte Seelübe ins Meer hinaus schwimmt. Längere Zeit in dessen war unsere wissenschaftliche Tierkunde zu solchen Ableitungen deshalb nicht recht mutig, weil ihr überhaupt zweifelhaft geworden war, ob sich eine Tierform aus einer anderen „entwickelt“ haben könnte. So gesellte man einstweilen die Seelübe gar nicht zu irgend einem Landtier im System, sondern rüchtete sie mit zwei anderen ausgesprochenen Wasserfängern, dem Seehund und dem Walfisch, zu einer engeren Gemeinschaft der Fisch- oder Seefängeltiere zusammen. So haben wir es noch aus dem alten, wirklich noch von dem Manne dieses Namens verfaßten „Vrehu“ gelernt, und der älteren Generation sitzt es noch in Fleisch und Blut. Es hilft aber nichts, die Welt künne und der Mensch muß weiter lernen.

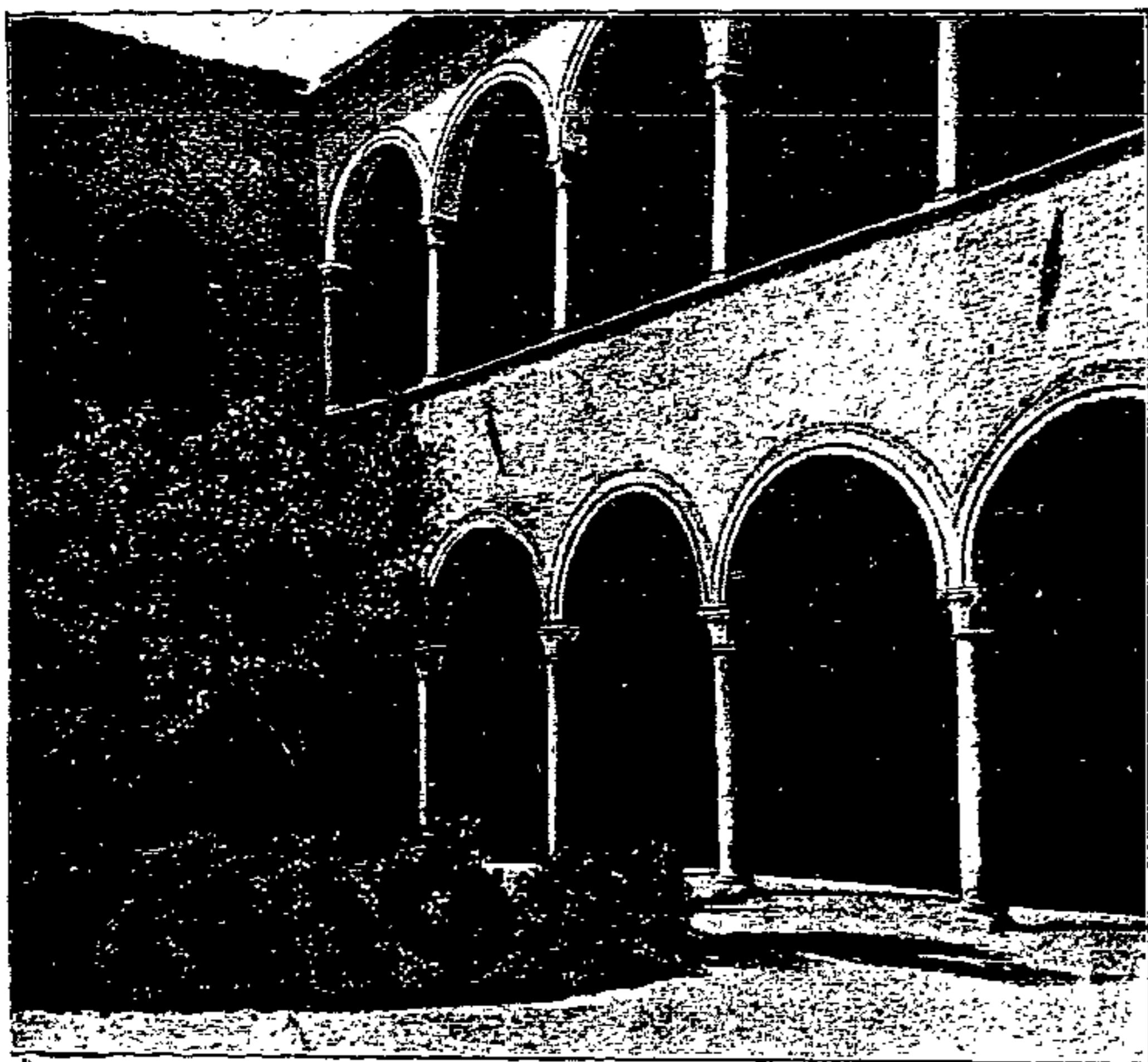
Schon als der erste Darwinismus hochkam, wurde klar, daß einer aus diesem künstlichen, bloß dem Aufenthaltsorte nach vereinten Trio unbedingt wo anders hinkommen

mußte, nämlich der Seehund. Er war wirklich ein Stück „Hund“, nämlich lediglich ein für die ergiebige Wasserjagd halbwegs ungepaßtes ursprüngliches Landraubtier. Ein Räuber, d. h. ein absoluter Fleischfresser, ist aber auch der Walfisch, und so bestand vor ihm bald ein zoologischer Arawohn, daß er, obwohl ersichtlich viel weiter für das offene Meer umgeformt, irgendwie doch auch zuletzt und in grauen Entwicklungsurtagen an die Raubtiere anschließen. Das ist in neuester Zeit durch geologische Funde fast

Kennteres und adrette Umgangsform zu sehen. Gleich für die ersten klaren Ordnungsgenies in der neueren Tierkunde mußte es dabei aber eine wichtige Frage werden, zu welcher engeren Gasse des großen Säugervolks nun dieser Better Wanst eigentlich gehöre. Vom Lande war er gekommen; an was für eine Landform aber sollte man ihn dort systematisch anreihen? War es etwa wirklich die Kuh gewesen, die, gefräßig ihrer Weide nachrückend, in irgendwelchen Urweltstagen so ganz allmählich sich ins



Brunnen in Capodistria.



Hof eines alten Hauses in Isola.



Alter Palaß in Capodistria.

zur Gewißheit geworden, wenn auch die Landväter in diesem Falle noch wahre Urraubtiere (sog. Kreodonten) gewesen sind. Blieben zuletzt also wieder als vereinsamter Rest unsere Seefüße. Diesmal schien ihre „Muhnatur“ zur Anerkennung zu kommen. Bei Haeckel, dessen Systematik jetzt für eine neue Generation zu einer Art zoologischen Breviers wurde, las man, daß die Seefuß höchstwahrscheinlich ein Wasserableger des paarhufigen Quitters sei, also eben der Gruppe, zu der unter anderem auch die Kuh gehört. Solche entwicklungsgehistorischen Vermutungen sind nun bei umsichtiger Sichtung der Theorie stets sehr wertvolle Fingerzeige, und Haeckels provisorische „Stamm-bäume“ haben trotz allen wohlfeilen Gegnerspotts eine wahre neue Aera der ganzen zoologischen Systematik hervorgerufen, in der praktisch heute auch alle die leben und weben, die seinen Namen nachträglich verleugnen. Auf der anderen Seite bleibt aber ebenso wahr, daß alle noch so geschickte Theorie arm ist, wenn nicht das Glück wirkliche Neuentdeckungen hinzubringt, in diesem Falle also den Fund wirklicher vorweltlicher Skelette von Uebergangsformen die etwa den Schritt von einem nilpferdisch und noch weiter wasserlieb gewordenen Zwihscher aus der Kuhverwandtschaft zur Seefuß leidhaftig vor Augen demonstrierten. Man fand sich zwar versteinerte Seefüße. Wie in der Urwelt alle geographischen Grenzen durchweg auf den Kopf gestellt scheinen, so mußte man sich auch hier mit dem etwas kuriosen Wilde befremden, daß noch in der Epoche der Tertiärzeit, als unser allbekanntes Bernstein als frisches Harz von Waldbäumen des Landes tropfte, über die Gegend bei Mainz und Darmstadt ein Meeresarm ging, dessen Seegraswiesen schon damals dort von zahlreichen, mächtig großen (etwa drei Meter langen) Seefüßen abgeweidet wurden. Diese alten Darmstädter

zeigten, wie es scheint, äußerlich noch ein veräimmertes Hinterbeinchen, das heute ganz fehlt, sozusagen ein Abzeichen noch mehr ihrer früheren ehemaligen Landverwandtschaft. Aber das war auch alles, im übrigen waren sie schon so mißgeformt und wasserfroh wie ihre Ge-

mahnte an die höchst seltamen Zahnverhältnisse dieser Sirenen, in denen offenbar noch ein separates Geheimnis steckte. Wenn von den homerischen Sirenenmädchen die böse Kunde gilt, daß ihr süßer Sängermund in verwichenen Stunden Menschenfresserei trieb, zu der neben verminderten ethischen Demungen mindestens doch ein gutes Gebiß gehört, so hatten einzelne der wirklichen Sirenenlinie überhaupt keine Zähne oder doch nur spärliche Reste solcher. Doch das war offenbar wie der Wasseranfang für sich; auch der riesig große Grönlandwal ist zahlos und setzt nur winziges weiches Meergetier durch seine Gummibarten, die uns das bekannte Fischbein liefern. Wa-

aber noch vorhanden war vom sirenischen Normalgebiß, das war wirklich bedeutsam genug. Bald zeigte sich ausgesprochene Neigung, die oberen Schneidezähne unter der fetten Wulstlippe in regelrechte Stoßzähne zu verwandeln. Bald

wuchsen die Backzähne beständig neu nach, und zwar so, daß der vorderste immer nach einer Weile ausfiel, von hinten her aber die Zahnreihe ergänzt nachrückte. Diese Zahnwunder aber erinnerten auffälligst an einen zweiten Fall im Sängerbereich, der ganz und gar nichts mit der Kuh zu tun hatte, sondern mit dem — Elefanten. Auch die riesigen Stoßzähne unseres lebenden Elefanten sind obere Schneidezähne, und auch bei den Backzähnen dieses Elefanten herrscht ein mindestens sehr ähnliches System von streng geregelter Verschleiß und Ersatz. Mein Zweifel: die Sirenen hatten auch im



Soillette. Gemälde von Mozart Rottmann.

übrigen Skelettbau mit den schweren, nicht gehöhnten Knochen mancherlei Züge vom Elefanten. Trotzdem schien der notwendig hier auftauchende Abergang selbst den kühnsten Stammesbaumtheoretikern zu kühn. Unglücklicherweise mußte man lange Zeit gerade von der eigenen Urvandtschaft der Elefanten gar nicht. Sie standen bis heute auf dem Lande,

noßen unseres Tages in ihrem fernen Molan Meer. Die sirenische Uebergangskuh hatte man jedenfalls noch nicht. Inzwischen gab es aber eine alte Stimme aus der Tierkunde selbst, fast vergessen wie der Mann, von dem sie hauptsächlich ausgegangen war, der schon fast zehn Jahre vor Darwins Auftreten verstorben Franzose Blainville. Sie

weilte an die höchst seltamen Zahnverhältnisse dieser Sirenen, in denen offenbar noch ein separates Geheimnis steckte. Wenn von den homerischen Sirenenmädchen die böse Kunde gilt, daß ihr süßer Sängermund in verwichenen Stunden Menschenfresserei trieb, zu der neben verminderten ethischen Demungen mindestens doch ein gutes Gebiß gehört, so hatten einzelne der wirklichen Sirenenlinie überhaupt keine Zähne oder doch nur spärliche Reste solcher. Doch das war offenbar wie der Wasseranfang für sich; auch der riesig große Grönlandwal ist zahlos und setzt nur winziges weiches Meergetier durch seine Gummibarten, die uns das bekannte Fischbein liefern. Wa-

und doch mußte man nicht, wo sie auf diesem Lande hergekommen sein sollten, sein andres Säugetier gleich ihnen genug zur Aufzuchtung. Die Gegner der Schöpfungstheorie liebten es, lächelnd hierher mit Ringern zu weisen. Hier waren Tiere, die riesengroß waren, schon in Urweltperioden massenhaft gelebt und versteinerte Knochen hinterlassen hatten; und doch hatten sie anscheinend keine „Ahnen“. Eines Tages indeß sollte das ein recht jähes Ende nehmen. Im unteren Ägypten, im Hinterlande des sogenannten Fayum, entdeckten die Geologen vor einigen Jahren eine geradezu tabelhaft glänzende Fundstätte vorweltlicher Säugetiere. Wie werde ich den Publikum verpassen, als ich im Londoner Naturhistorischen Museum beim Eintritt in die große Halle vor dem ersten stich ansaehtlichen Prachtstück von dort stand: dem grotesken Miesentüdel eines sogenannten Arjinoithierium, eines elefantenähnlichen Ungetüms, das auf der Nase zwei enorme, nebeneinander gestellte knöcherne Hornzapfen, die an die Zipfel einer kolossalen Karrenkappe erinnerten, getragen hatte. Schon dieses jedenfalls nah verwandte neue Tier bewies, daß man hier in die Urverwandtschaft des Elefanten geraten war. Schlag auf Schlag folgten dazu dann die weiteren Entdeckungen an dieser Glücksstelle. Neben jenen Arjinoithierien hatten dort in der älteren Tertiärzeit Angehörige des Volks der sogenannten Klippichliefer gewohnt. Es sind das heute kleine, kanariengroße Geschöpfe in Syrien und Afrika, die man bisher trotz ihrer Ähnlichkeit nahe an die Nashörner anschloß. Jetzt zeigten sie nicht bloß uralte Genossen von der vollen Größe eines Tapirs, sondern es wurde auch zum erstenmal klar, daß sie ebenfalls nähere Vettern der Elefanten seien. Von diesen Elefanten selber fand man dann sogleich ein ~~Vormastodon, das die Entstehungsgeschichte des~~ späteren Elefantenrüssels enträtselte. Die Krone aller Entdeckungen aber war der Ahne des ganzen Elefantenengeschlechts überhaupt. Er zeigte sich in trefflicher Erhaltung schon in einer Schicht der Tertiärzeit, die geologisch noch ein Stück älter war als jene der Arjinoithierien und Vormastodons. Da erschien ein Tier, auch etwa so groß wie ein Tapir, also gegen den heutigen Elefanten relativ klein. Die Gliedmaßen schlank; ein langer Schwanz; im flachen, keineswegs elefantenhaft steil getürnten Schädel ein altertümliches Gebiß, in dem doch aber die Schneidezähne schon eine Tendenz zeigten, hauerhafte Stoßzähne zu werden. Am Unriß also ganz gewiß kein Elefant. Und doch durch somndso viel seine anatomische Details einzig und allein an die Elefanten anzuschließen. Die Sachkenner waren sich bald einig: man hatte den so lange vermißten „Elefantenvater“ vor sich. Ein durchaus altertümliches Landtier, selber noch den ältesten, sehr indifferenten Säugetieren der Vorwelt nahe, das aber den Ausgangspunkt der seltsamen Entwicklung zu den elefantischen Kolossen, all den Dimotherien, Mastodons, Mammuten und wie sie heißen, gebildet hatte. Da in Ägypten in dieser Fayumgegend der berühmte Mörisssee gelegen hat, wurde das einzigartige Geschöpf Mörithierium getauft. Kaum aber hatte man sich mit seiner Existenz abgefunden, so sollte es den Tierkundigen noch eine Ueberraschung bereiten, die zu den größten gehört, die alle Tierkunde je erlebt hat. An der Küste des nrafrkanischen Kontinents, wo sich zu ihrer Zeit die Mörithierien herumtrieben, lebten damals, vom Wasser her in die Flußmündung aufsteigend, auch schon Seelübe. Auch ihre Knochen kamen in den heute erhärteten Schichten des alten Uferischlanmes von ehemals für uns zutage. Und nun zeigte sich das Unerwartete. Diese uralten Seelübe hatten fast genau den Schädel

und das Gebiß des Mörithieriums gehabt. Auch in den Beckenknochen glichen sie ihm noch frappant. Und doch waren sie sonst schon Seelübe! Seelübe aber, die zugleich schwimmende Elefantenväter waren! kein Zweifel: in jenen Anfangstagen war ein Zweig mörithierienhafter Urelefanten auf die Wasserweide gegangen und hatte sich dort zu Seelüben umgestaltet. Als Wasserelefanten kamen diese Seelübe fortan in die Seichtbüchten der Ufer und die Flußmündungen, über denen auf dem Festlande dröhnenden Schrittes die Landelefanten dahinstampften. Wie das Nilpferd zum Schwein, der Seehund zum echten Hund oder Wär, so stehen die „Sirenen“ zum Elefanten: sie sind seine Wasseranpassung. Nun gilt es ein Umräumen in allen Museen. Die Elefanten, lange so vollkommen isoliert, bekommen Nachbarn.

Die große Seeflut des roten Meeres, so hören wir, wird bei Nacht dort bei den Korallenriffen von den Beduinen in ungeheuren Netzen gefangen, durch langes Untertauchen (das sie als Säugetier ja nicht unbegrenzt verträgt) erstickt und mit großen Mühen endlich gehoben. Das Wild erhält eine neue Farbe, wenn man sich sagt, daß es sich hier um eine nächtliche Elefantenjagd handelt. Ein Wasserelefant, noch ein Meter in der Länge größer als der größte lebende Elefant im Kilimandjaro Buschwald, dickhäutig und ungeschlacht über alle Begriffe, im Netz gefangen und zappeln wie ein Fisch, bei Fackelschein auf der Staute einer Korallenbank - wahrlich eine packende Situation mehr im Gemälde der Tierwelt.



Einschlafen.

Meines Tages graue Vertellast,
Sorgetanz und Schmerz und Hast,
alle wilden Wünsche, die mich trafen
schwere Schiffe . . ruhen aus im Hafen

Lächelnd liege ich am Strand,
Aus dem Träumeland
schaufelt, gaultelt übers Himmelmeer
eine sternehelle Wolke her.

Segel, Sehnsuchtschifflein, das mich fand
frage mich vom wachen Land!
Stille steig ich ein und schau zurück:
Tag und Schwere, Weh und Glück

Vor mir flimmert feiner Flaum,
blüht ein sonneseliger Baum . .
Solder Traum: in weißen Blüten liegt
eines Elfhens Körper hingeschmiegt.

Nacht vorüber . . Und aus Dunst und Licht
hebt ein liebes Städtchen sein Gesicht,
lockend! . . Straßen, bunte Beete, Lauben,
Siebeldächer, Türme, weiße Tauben.

Und ein Weg, den ich im Schlafe finde,
hohe Weißdornbäume, eine Linde.
Und der Mond steigt groß und wunderbar . .
Meine Mutter wartet noch auf mich.

Silbern webt der Sterne Schleierlicht
zitternd über mein Gesicht.
Und ich sehe Feste blinken,
weiße Hände, die mit Rosen winken.

Und so perlt ein süßes Saitenlied
singend klingend . . . Singend klingend flieht
mit den Tönen, was mich band
an das dunkle, erdenschwere Land.

Steige, steige, Glück durch jeden Glanz,
eine Sehnsucht hebt mich ganz . .
Erdenferne . . Schweigezug . .
hoher . . stiller Flug . .

Robert Walter.

Der Skisport in Norwegen.

Von W. Munack.

Das Ursprungsland des Skisports ist Nordskandinavien. Wahrscheinlich waren es die im nördlichen Norwegen und Schweden nomadisch lebenden Lappen, die dieses einzigmögliche Mittel zum Fortkommen über die unendlichen, einen großen Teil des Jahres tief verdeckten Hochplateaus zuerst benutzten, wie sie denn noch heute als tüchtige Skiläufer berühmt sind. Bei den sehr mangelhaften Wegen war zur Winterszeit der Ski bei der Landbevölkerung im Innern der skandinavischen Halbinsel ein unentbehrliches Verkehrsmittel, welches, in dem Maße zurückgedrängt wurde, in dem das Straßennetz sich ausbreitete. Zwar wird in dem Grenzkrieg zwischen Schweden und Norwegen 1716 bis 1718 und in dem Kriege 1808 die Teilnahme von Skiläufern auf norwegischer Seite erwähnt, jedoch hatte der Skisport seine frühere Bedeutung verloren und war in vielen Teilen des Landes unbekannt geworden.

Nur in Telemarken, einer Landschaft mit Wald, Hochgebirge und großen Seen im südlichen Norwegen, wurde der Skiläufer immer selbst willen gepflegt und die Bauern dieser Gegend leisteten Hervorragendes in langer Läufen, hüben Sprüngen und gewandten Schwingen (Telemarkschwung). Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Telemarkinger nach Kristiania kamen und den erstauten Hauptstädtern die Schönheit und Eleganz des Skilaufs zeigten, da fanden sie gleich eine Menge begeisterter Anhänger.

Unter diesen befand sich auch Fritshof Klaujen. Schon als Knabe war er ein tüchtiger Skiläufer. Als er Konservator beim Bergener Museum war hatte er seine Eltern in Kristiania zu Weihnachten besucht. Den Rückweg unternahm er auf Skis. In einer mond hellen Winternacht überstieg er die den Osten und Westen trennenden wilden Höhen des Hallingskeid und nach dieser Heldentat, die keiner seit dem Jahre 1802 gewagt hatte, flog er im anfliehenden Morgen auf glatten Skiern wieder bewohnten Gegenden zu. Doch das sollte nur eine Vorprobe für eine der erfolgreichsten Polarexpeditionen sein. Im Jahre 1888 unternahm er die Durchquerung Grönlands auf Ski in Gemeinschaft mit zwei Norwegern und zwei Lappen. Um diese Zeit wurde in Kristiania der „Verein zur Förderung des Skisports“ gegründet, dem bald andere im Lande folgten, und dadurch war der Anstoß gegeben zur Ausgestaltung des Skisports in seiner heutigen Form, in der er sich die Welt erobert hat. Wenn auch der Skisport und das Modellsport viele Freunde haben, so ist doch das Skilaufen in Norwegen der eigentliche Wintersport. Hier ist dieser herrliche, gesunde Sport von der Natur wie wohl in keinem anderen Lande begünstigt, ein richtiges Volksvergnügen geworden, denn nicht nur die bemittelten Klassen, sondern auch in sehr ausgedehntem Maße die breiten Massen des Volkes bis herab zu den armen blauen Fabrikmädchen huldigen ihm. Und darin liegt eine der besten Eigenschaften des Skisports hierzulande. Die heranwachsende Generation lernt das Skilaufen schon im frühen Kindesalter. In Kristiania z. B. bekommen alle Kinder, welche sich keine Skis kaufen können, solche von den Schulen zur Verfügung gestellt. Ost werden unter der Leitung der Lehrer Ausflüge unternommen. Besonders eifrig sind natürlich die Knaben. Da hat man in einem der letzten Winter die Klassen der Volksschulen in kleinere Abteilungen eingeteilt, welche sich ihren Führer selbst wählten. Diese kleinen Hauptleute bekommen gesonderte Unterweisung, um sie zu Führerschaft geeignet zu machen. Da es naturgemäß die tüchtigsten und gewandtesten Ski-

läufer sind, welche das Führerkorps bilden, so ist es eine wahre Freude, gelegentlich zuzusehen, wie die zukünftigen Meister der Kunst am Sprunghügel oder im Gelände üben. Die Knaben unternehmen auch größere Ausflüge. Am Sonnabendmittag gehen sie abteilungsweise von den verschiedenen Stadtteilen ab, um am Abend am gemeinsamen Ziel zusammenzutreffen. Dort werden sie in einem großen Saal gastlich aufgenommen, und zu dem im Ruckack mitgebrachten Butterbrot wird Milch und Kaffee verabreicht. In einem großen Saale schlafen

die Knaben auf dem Fußboden, in warme Decken gehüllt, welche vom Armeedepot zur Verfügung gestellt werden: immerhin wenigstens eine gute Zeile des Militarismus. Die übrigen Kosten dieser Ausflüge werden von Privaten oder von der Kommune aufgebracht.

Sat sich, gewöhnlich um die Weihnachtszeit, der Zahn nicht und hier in Wald und Feld gekaut, dann geht der eifrige Zisläufer jeden Sonntag auf seinen lieben Brettern hinaus, wenn einmal schlechtes Wetter ist. An einem anderen Monat oder Februarontag geht

dann die Stadt einem ungeheuren Ameisenhaufen aus dem aus allen Öffnungen geschäftige Keien herauskrabbeln. Auf den Hauptausgängen weit dann von den frühen Morgenstunden ein ununterbrochener Strom frohbewegter Menschen, Frauen und Männer, Knaben und Mädchen, alles hindurcheinander, bunt im wahren Sinne des Wortes: die Frauen oft mit roten, blauen oder weißen Strickjacketen und Zipfelmützen oder auch in Nationalkostümen; Sander hant man sogar in Lappländerkostümen sehen. Das dauert bis Dämmerung. (— nach folgt)

Schliesche.

Erzählung von Carl Busse.

(Zweiter Teil)

„Ich bin ja man selber arm, lieber Freund.“ Entschuldigete er sich. Man dürfte den Mann um seinen Preis reizen. „Zu essen hab ich auch nichts bei mir. Aber wenn Sie mit ein paar Pfennigen vorlieb nehmen wollen . . .“

Doch der andere hob nur die Hand. Er schien gleichsam zusammenzusinken.

„Kein Geld, Herr,“ sagte er abwehrend. „Ich . . . ich kann mir nichts dafür kaufen.“ Und täglich, während er sich rasch und schon unmerklich abmahlte, „Ich bin doch der Jan Sebda!“

Dem Barbier blieb der Schrei halb in der Kehle stecken. Im nächsten Augenblick hatte er sich hinter einem Baumstamm gedeckt und die Hände, zu allem entschlossen, aus der Tasche gezogen.

„Nicht schießen . . . nicht schießen!“ rief er. „Nicht schießen.“ Wie ein grünelter Hase schlang er einen Hals und duckte sich gleichfalls hinter einen Stamm.

„Erbarmen, guter Herr! Erbarmen! Tun Sie mir nichts,“ bettelte er immer wieder und wieder.

Schliesche wachte sich drüber den Schweiß ab. „Ma nee . . . nee,“ stotterte er, noch ganz benommen.

Und der andere fing an zu reden . . . wie ein Wasserfall brach es heraus, polnisch natürlich . . . und er streckte Gnade flehend die Arme vor, um sie dann doch erschreckt zurückzuziehen. Bis er sich erinnerte, daß der Herr da wohl nur deutsch verstand. Da ging er sich ins Deutsche über, aber das kam langsamer heraus, in Phrasen. Die ganze Leidensgeschichte der letzten Wochen. Damals, als ihn der Gendarm wegen des Diebstahls hatte verhaften wollen, war er aus Angst davongelaufen und hatte sich in den Wäldern versteckt. Tagsüber hatte er im Harrenkraut, in Schimmlingen und Schobern gelegen . . . von oben bis unten war er verdreckt. Und wie ein Wolf gehetzt . . . oh, oh . . . alle waren sie hinter ihm her, als ob er ein Mörder wäre! Und nichts zu essen, außer was er an Feldfrüchten stahl. Da hätte er mal ein Bauerntweib angebettelt, das vom Markte kam. Doch weil er so verkommen und dreckig ausgesehen hätte, wäre sie schreiend davongelaufen. Er, in seinem Hunger und seiner Verzweiflung, hinterdrein, ohne sie einzuholen. Und seitdem wäre es ganz schlimm! Wie die Wahnsinnigen seien die Leute vor ihm. Keiner, der nur still hielte und ihn anhörte. Dreimal hätte er sich schon dem Gendarm stellen wollen. Hätte dann noch immer wieder Angst gehabt. Und möchte sich auch so gern vorher noch einmal satt essen.

Brockenweise würgte er das heraus. Schon bei den letzten Worten kam er hinter seinem Baum hervor und setzte sich, als trügen ihn die Füße nicht mehr. So mochte er auch vorhin im Grose geessen haben, bis er aus dem Walde Schritte gehört hatte.

Jetzt war er am Ende. Jetzt konnte er nicht mehr. „Und die Nächte, guter Herr, werden schon so kalt!“

Das Arschlein überließ und schüttelte das. Er zog die Seite ganz an sich heran, benutzte den Stoff hier und schloß.

„Verdamm!“ lautete Schliesche. Er hatte die Hände wieder einrasten, wenn er auch nur die Hände noch etwas hielt. „Sie können nicht im Walde hocken?“

„Ja,“ sagte Jan Sebda. „Hundelchen.“ brummte der Barbier und maß den erosten Mantel mit der Hand. „Wer der ist, hat man noch. Der um Verstand war nicht.“ „Das Beste, lieber Freund, ist nicht.“ „Sie stellen sich der Polizei.“

Und plötzlich da wartete ihn ein erogen Gedanke. Wie hatte der Professor gewollt? Was vorher kommt, ist egal. Schamhafte bleibt was im entscheidenden Augenblick als Tat aus einem herausbringt.

„Hören Sie, Jan Sebda,“ lautete er. „Am nächsten was ein! Gendarmen sind ja manchmal kurz angebunden. Morgen oder übermorgen liegt Sie Wachtmeister straupe oder einer von den anderen doch. Und dann schleppt er Sie durch die ganze Stadt am hellen lichten Tage, und alles, was Peine hat, läuft hinter Ihnen her. Ist das schön? Wer, ich an Ihrer Stelle möchte das auch nicht. Au werd' ich Ihnen was sagen: wenn Sie wollen, verhaft' ich Sie. Sie kommen ganz ruhig mit mir mit. Jetzt ist ja keine Menschenmenge mehr auf der Straße. Und dann futtern Sie sich erst bei mir mal satt. Ich hab' mir noch 'nen Teller Suppe warmstellen lassen, und Brot und Käse und Schnaps sind auch da. Wenn Sie dann erst mal wieder was Wichtiges im Magen haben. Hingeln wir Wachtmeister straupe raus. Der kann Sie dann nach dem Zornhaus bringen, wo Sie doch 'ne Strohdach und 'ne warme Decke und vor allem ein Dach überm Kopf haben. Was meinen Sie? Das ist doch vernünftiger, als wenn Sie hier noch 'ne kalte Nacht kauer kauer und hungern, und morgen ganz Kotzeweig zusehen, wie Sie per Schub ins Stütchen gebracht werden.“

Jan Sebda hobte auch jetzt. Ja, ja . . . aber er hatte solche Angst.

„Ich bin doch der Barbier Schliesche,“ sagte der andere noch einmal wie beruhigend.

Da ergab sich Jan Sebda und zottelte mit. Wie ein geprägelter Hund stolperte er schau und nuckel neben dem Kartkraker her. Als sie in die Stadt kamen, trock er förmlich in sich zusammen. Aber die Straßen waren wirklich tot und still. Niemand bebellte sie.

Zu Hause gab Schliesche dem verhungerten sterb seine Suppe. Der schlug gierig, ohne aufzublicken. Es dauerte lange, ehe er gesättigt war. Dann noch einen Schnaps, und für alle Fälle einen Mantel Brot mit einem Stück Schlachtweiz für die Nacht. Und nun war es Zeit.

Aber es war doch gut, daß Wachtmeister straupe in der Nähe wohnte. Als Schliesche die Klingel zog, machte Jan Sebda schon einen Anlauf zum Ausreißen.

„Ja,“ sagte der Barbier beruhigend. „Ich werde Sie nicht freiben.“

Da brach Jan Sebda erbeben und zitternd nieder.

Der Wachtmeister hatte schon geschlafen. Er stellte seinen Kopf durchs Fenster und fand sich nicht gleich pincen. Aber als er den Namen hörte, ward er nimmer, als war' ihm eiskaltes Wasser über den Kopf gewässert.

„Wie? Wo? Wen bringen Sie da? Jan Sebda?“

Am Fuße er angetan und drückte den Revolver in der Hand.

„Ja,“ meinte Schliesche. „Ich war doch in Preußen, und weil er mit im Walde wurde über den Weg hin.“

„Donnerwetter, Mensch!“ rief der Wachtmeister bewundernd. „Sie sind so ein Teufelskerl! Haben doll viel Murr! Ma ja.“

Er dachte, an das Gierne wozu; vorant bekam man das natürlich nicht.

„Und nun los, Jungchen!“

Am nächsten Morgen durchdrang das Geräusch von Schliesches neuer Heldentat und der Gefangennahme des gefährlichen Mäunders wie ein Lauffener die Stadt. Der Laden wurde natürlich gestürmt. Selbst der Landrat blieb einen Augenblick davor stehen, als er mit eis' Uhr ins Bureau ging.

„Habe schon Bericht erhalten, Schliesche,“ lautete er wohlwollend. „Haben Sie ja ganz ausgezeichnet gemacht, und soll Ihnen nicht verziehen werden.“

Und während ein leichtes Wölfschen über seine Stirne wackelte: „Man sieht, ein einzelner, größerer Mann kommt mehr zutage als zum andere.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob er dabei an seine Gendarmen dachte; Schliesche fragte nicht, sondern machte nur eine tiefe Verbeugung. Doch als er allein im Laden war, stellte er sich vor den Kanarienvogel und ließ sich lange zu.

Einnest, hatte der Professor gewollt, könnte ein Zufall ja wohl vielen; das weiternmal sei es schon kein Zufall mehr.

Damals, vor vielen Jahren, war er als Erster in das Geböß gedrungen und hatte das Gierne streng gekriegt.

Geiern hatte er den gefährlichen Räuber Jan Sebda gefangen.

Kein es gab keinen Zweifel mehr. Die Landesherr selbst schlugen jeden Zweifel zu Boden. Mit einem letzten Ruck setzte sich das schief geneigte Köpfchen terzengerade. Er begriff sein Mißtrauen selbst nicht mehr. Er fühlte, wie es vor dem hellen, schlichten Glauben, der ihn erfüllte, für immer zertrüb.

Die Welt war wieder einfach. Weiß war weiß, Schwarz war schwarz.

Und Geld war Geld. Da lächelte Schliesche, und der im Spiegel lächelte auch, hob militärisch drei Finger zur Stirn und machte vor ihm Kommen . . .

Die Gleichheit der Demokratie ist keine phantastische Gleichheit, welche ihren Gegensatz, die Verschiedenheit, ausschließt. Unsere menschliche Natur hat uns allen das gleiche Bedürfnis gegeben, auf diesem Erdboden unseren Hunger zu stillen, unseren Leib zu kleiden, alle unsere verschiedenen Kräfte zu entwickeln. Die Menschenkinder haben von Natur alle das gleiche Verlangen, ihr Leben zu verbringen in tätiger Lust, ohne Elend und Knechtschaft. Die Gleichheit des Verlangens ändert die Verschiedenheit nicht, welche jeden von uns mit Kräften und Talenten eigener Art ausgestattet hat. Wie also der Gegensatz zwischen Gleichheit und Mannigfaltigkeit in der Natur der Dinge faktisch vereint und überwunden ist, so soll auch das soziale Leben der Zukunft die Menschen gleichmachen an gesellschaftlichem Rang und Wert, ihnen den gleichen Anspruch geben auf Genuß des individuellen Lebens, ohne deshalb die Verschiedenheit aufzuheben, welche jedem seine besondere Aufgabe zuteilt, jedem gestattet, nach seiner eigenen Fassung jelig zu werden. (J o s e p h P l e g e n, Die Religion der Sozialdemokratie.)

Alle istrische Städte. Von Triest aus schwärmen mehrmals am Tage die kleinen, flinken Dampfer aus, die bis Novigno oder Pola hinunter die istrische Küste befahren. Und wer sich nicht seefest fühlt, kann sogar die Küsteneisenbahn benutzen. Doch ist die Beförderung in den kleinen engen Wagenabteilen weniger angenehm, als die am Bord eines Schiffes. Nicht allein der Bequemlichkeit halber, sondern weil die Seefahrt weitaus billiger ist und prächtigere Landschaftsbilder gibt. Schließlich tut man auch gut, gelegentlich einen Dampfer — die Schiffe halten an jedem kleinsten Hafennest — zu überspringen und bis zur nächsten Anlegestelle zu Fuß zu pilgern. Man bekommt dadurch besseren Einblick in Landschaft und Volksleben, als man ihn durch einen immerhin kurzen Spaziergang in den Gassen einer alten Stadt gewinnen kann. Den Molo San Carlo in Triest hat das Schiff verlassen. Durch Barken und Dampfer, die bis zum Leuchtturm hin Vord an Vord liegen, windet er sich in langsamer Fahrt hindurch. Dann beschleunigt sich das Tempo der Schiffsmaschine. An Docks und Schloten geht es vorüber, an Schuppen und Arsenalen, bis die Bucht von Muggia durch eine weit ins Meer vorgeschobene, bergige Halbinsel das qualmige Großstadtbild dem Auge entzündet.

Über Meer und Landschaft hat die Sonne des Südens all ihr Gold ausgeschüttet. Die Fernen versinken in einem schwerflügeligen Lichtgestimmer. Über den Meerlinien aber quillt ein goldig dampfender Glanz. Das Meer blüht und funkelt. Fische mit silbrigem Schuppen schiefen pfeilgeschwind dahin. Und große farbenprächtige Quallen kupsen in zahllosen Farbentönen den blauen Spiegel.

Dann tauchen Dächer auf. Sie gehören zu den Häusern einer größeren Stadt. Kapodistria, das die Slowenen Kopar nennen, rahmt die Ufer der stillen, blauen Bucht. Nur zu mäßiger Höhe heben sich ein paar Berggipfel hinter den Dächern des alten Festes, von dem ein Teil der Häuser, und zwar der interessanteste und älteste, auf einer Insel gelegen ist, die ein Steindamm mit dem Festlande verbindet.

Enger, düstere Straßenzüge zerschneiden das Stadtbild, das, fast noch unberührt von der modernen Zeit, alle Herrlichkeiten seiner mittelalterlichen Glanzperiode dem Auge des Beschauers aufbewahrt hat. Der alte Dom entzückt noch immer den Blick. Die Loggia, das gotische Rathhaus sind so trefflich erhaltene Wandgemälde, wie sie die meisten kunsthistorisch bekannten Städte Italiens nicht zu bieten vermögen. Auch das Theater und die alte Wasserleitung hängen das Auge und erzählen von Macht und Pracht versunkener Zeiten. Um alte Brunnen, aus denen silbrig plätschernde

Wasser singen, sitzen schwarzhaarige Frauen und halten ihren Schwab. Weiße Tauben tänzeln gurrend über trauliche, von grauem, reich ornamentiertem Mauerwerk gerahmte Plätze. In den Hausnischen hängen hinter farbigen Ampeln und Laternechen stille Heiligenbilder. Der Oleander hebt Büsche von Blüten über braunbrödelnde Mauern. In den dunklen Torwölbungen uralter Häuser hämmern Wölbler und Tischler. Ein Mandolinenspiel zittert hinter halbgeöffneten Schelben. Und der Tritts des Schreitenden hallt hart und hohl in diesen wunderlichen Gassen.

Kapodistria hieß im Altertum Agida und wurde später in Justinopolis umgetauft. Die Patriarchen von Aquileja streckten ihre weltliche Macht bis hierher aus. Dann kamen die Venezianer, eroberten die istrische Halbinsel und machten Kapodistria zur Hauptstadt des neuen Gebietes. Heute zählt die Stadt, die ihre führende Rolle längst an das aufstrebende Triest hat abgeben müssen, rund 12000 Einwohner, die von Schifffahrt und Fischfang, Weinbau und Delzubereitung leben. Von Kapodistria aus hält sich das Schiff immer in der Nähe der Merlinie. Zahlreiche Bergzacken ragen ins Meer und schaffen eine Unmenge Buchten. Die gilt es mit Vorsicht zu umfahren. Das Gestein

aufs offene Meer hinaus. Ganz hinten wird noch einmal Triest sichtbar, am fernen Horizont überragt von der Kette der Kalkalpen. Dann nimmt das Schiff erneut den Kurs dem Lande zu, das eine Ölbaumbestandene Halbinsel breit und massig in die blaue Flut hinausgeschoben hat. Hier und da ragen aus den Ölbaumhainen alte Gemäuer. An den Hängelängen weiden Ziegenherden. Ein paar Barken gleiten mit farbigen, prall gebauschten Segeln über den goldblauen Spiegel der stillen See. Die gezackten Uferlinien bleiben. Die großen, bunten Quallenarten spielen noch immer längs der Vorderseiten des Schiffes, tauchen unter, kommen an die Oberfläche, lassen die feinen Fangfäden tänzeln oder die tief violette Umrandung ihres blasigen Körpers leicht erzittern.

Dann taucht das Vorgebirge Salvore mit seinem Leuchtturm auf. Und dahinter wächst eine amphitheatralisch getürmte Stadt in den Horizont hinein. Ein verfallenes Kastell überrönt die braunen Dächer eines weißstimmenden Häusermeeres. Eine gotische Kirche hebt ihren Turm. Ein paar alte, interessante Bauwerke fesseln das Auge, je näher das Schiff kommt.

Das ist Pirano. Ein altes Verglastell aus der Römerzeit, das 1283 unter venetianischer Herrschaft kam und 1810 von den Briten beschossen wurde. Die Architektur der heutigen Stadt spricht die Sprache des mittelalterlichen Venedig. Kaum 10000 Menschen mögen in den alten, windigen Gassen ihre Behausung haben. Aber der Hafenverkehr ist lebhaft. Fischerei und Schiffbau geben den Leuten Nahrung. Und der Handel mit Wein und Oliven soll auch recht rentabel sein. Die gelbe, süßliche Sonne brüht in den Gassen und auf den Plätzen der Stadt. Die Steine glimmern. Der weiße Staub fliegt in flirrenden Wolken auf, wenn ein Lüftchen vom Meer herhaucht. Halb nackte Kinder spielen im fargen Schatten einer verfallenen Mauer. Hügelan und hügelab laufen die Gassen. Kein Näherkommen, kein Getöse schwer beladener Wagen. Nur das taktmäßige Aufgackeln eines leichtschreitenden Mantleres, das auf seinem Rücken geduldig den Holzsattel mit hoch getürmter Last trägt, durchbricht von Zeit zu Zeit die Stille. Die alten Häuser stehen wie verträumt in diesem Meer von Glanz. Pinien breiten ihre schirmförmigen Kronen über graues sonnenberbranntes Gestein. Ueber der Stadt aber, oben wo das Kastell finster aufs Meer hinunterblickt, steht eine Kapelle am Eingang eines kleinen Friedhofes. Ganz still ist es hier oben. In zwei langen Doppelreihen ziehen sich die Grabhügel. Zypressen stehen ernst und starr Spalier im Mittelwege. Wilde Rosen haben mit sippigem Geruch die alten Kreuze und Steine überwuchert. Die Farben der Blüten glänzen. Ihre Däfte hauchen in schweren, süßen Wolken. Und tief unten glänzt und flimmert das Meer, dessen Wellenschlag nur leise und gedämpft hinaufklingt in die Stille dieser paradiesischen Totenstätte.

In südlicher Richtung führt von Pirano der Weg nach der wundervollen Bucht von Porto Roso hinunter, die die Triestiner gern und oft besuchen. Ausgedehnte Salinen liefern hier ein gutes Salz, das für das benachbarte Pirano einen lukrativen Exportartikel abgibt. Ein paar Häuser säumen den Rand der Bucht, die den Blick nach Süden und Westen freigibt. Eine üppige Vegetation leuchtet in vielfarbigen Blüten und in einem dunklen, saftigen Grün. Das Meer ist stahlblau und von einem metallischen Glanze; je weiter es sich in den Horizont hineinbeugt, desto intensiver werden die gelben Lichter, die es überzittern. Die gezackten Zinnen des Kastells von Pirano grüßen im Norden. Und der Zauber einer versunkenen, toten Zeit spinnt feine Fäden in dieser weltentlegenen Einsamkeit, in der ein paar alte Städte sich im Glanze vergangener Tage sonnen.



Berliner Plakatfäulen am Tage der Reichstagswahl.

ist hart und scharf. Und manche Barke hat schon an die Gefährlichkeit dieser Meerklippen glauben müssen, auf denen nachts die Warnungsfeuer niemals völlig verlöschen. Am Tage aber spielt über diese grauweißen Felsenrippen ein tiefer Sonnenglanz und das Meer gießt seine Wogen in silbrigem Schaumgeriesel unablässig über sie hin.

Die Siedelungen werden jetzt spärlicher. Gelegentlich lugen ein paar Gehöfte aufs Meer hinaus. Ein Gärtlein fehlt ihnen nie. Feigenbäume Schatten vor den Fenstern und die dunkelgrünen Säulen ragender Zypressen finden sich immer irgendwo in unmittelbarer Nähe. So öffnet sich Bucht um Bucht, bald kleiner, bald größer. Und dann springt ein fast kreisrunder Fels ins blaue Meer, der nur mit einem ganz schmalen Gesteinsband mit dem Festland verbunden ist. Weinpaläste ziehen ihre grünen Mauern nach allen Richtungen über diese eigenartige Halbinsel. Aber so dicht und sippig auch Blätter und reife Früchte das wunderbar geförnte Geäst dieser uralten Weinstöcke überhängen, sie vermögen doch nicht die weißen Hausmauern eines einladenden Städtchens dem Auge des Nähererschreitenden auf die Dauer zu verbergen. Und wie so oft in der Welt hat auch hier die Form der Siedelungsstätte der Siedelung den Namen gegeben. So la heißt der Ort: Inselstadt. Eine warme Schwefelquelle, deren Heilkraft schon im Altertum erkannt worden ist, hat wohl den ersten Anlaß zur dauernden Siedlung für Menschen hergegeben. Heute zählt die Stadt gegen 8000 Einwohner, die sich meist durch Fischfang und Spizenklöppelei ernähren. Weiter geht die Fahrt. Wieder geht es ein Stück